

Maria Gilges: „Vorwiegend heiter“

Rede anlässlich der Ausstellungseröffnung im Hermann Fischer Haus Norf

„Vorwiegend heiter“ – also nicht wirklich tragisch oder wie ist der Titel der Ausstellung zu verstehen? Die Düsseldorferin Maria Gilges zeigt Kinderbilder oder besser: malt Bilder von Kindern. Wer jetzt an süßliche Portraits frisch gekämmter und sauber herausgeputzter kleiner Menschen denkt, liegt falsch. Maria Gilges erliegt keinen Klischees, sondern sucht an der kindlichen Person, das, was der Erwachsene verloren hat. Nicht etwas Unschuld, sondern ungeschminkte Direktheit, in der sich unvermittelt Menschliches offenbart.

Kinder sind ehrlich in ihren Äußerungen und Urteilen. Wenn sie etwas oder jemanden nicht mögen, dann erfährt man ohne Umschweife davon. Nicht unbedingt durch Worte, aber ihr Körper, ihre Gestik und Mimik verraten sie, weil sie meist noch nicht die Notwendigkeit erfahren haben, sich zu verstecken. Wo zeigt sich das deutlicher als im Foto? Wenn sich die Kamera auf einen Erwachsenen richtet, zupft er seine Kleidung zu Recht, setzt ein Lächeln auf und verschanzt sich vor der Linse. Kinder gehen unbefangener damit um, lassen sich vom Objektiv nicht beeindrucken, selbst wenn sie davor drapiert werden.

Die Bilder von Maria Gilges entstehen nach Fotos, die sie in der eigenen Schublade oder auf dem Trödelmarkt findet. Es sind Familienfotos, genauer Kinderfotos, die jeder von sich kennt und die Szenen festhalten, durch die man sich selbst an die Kindheit erinnert fühlt und wieder klein wird, weil man damals als die Kamera klickte klein war.

Wenn man sagt die Bilder entstehen nach Fotos, denkt man es sei der einfache Vorgang des Projizierens, der Umsetzung eins zu eins. Man muss also präzisieren, denn das Vorgehen von Maria Gilges hat Methode:

Bei einigen Bildern dient das neben die Leinwand geklebte Foto als Vorlage, aber bereits beim Prozess der Übertragung beginnt Maria Gilges damit das Ausgangsmotiv zu verwandeln, indem eigenen Erlebnisse, die aus der Erinnerungen auftauchen, einwandern. Auf der Leinwand entsteht ein neues Bild, das mit dem Original nur noch entfernt verwandt ist. Zu dieser Art von Bildern gehört die Serie, bei der Maria Gilges Schnappschüsse spielender Kinder in Malerei umgesetzt hat. Gesichter stehen dabei im Fokus, Köpfe sind nahezu in das Format des Bildes eingequetscht. Münder stehen offen, sind verzerrt, zum Brüllen aufgesperrt. Augen halb geschlossen, zu schmalen Schlitzern zusammen gekniffen oder weit aufgerissen. Es sind in sich selbst versunkene Gesichter, Gesichter in Bewegung, die nicht auf ein Gegenüber achten, sondern die unmittelbar das zeigen, was sich im Inneren abspielt.

Die Konzentration auf das Gesicht erreicht Maria Gilges dadurch, dass sie die Hintergründe tilgt und durch ein grelles Türkis oder Pink ersetzt. Die künstliche und schreiende Farbigkeit unterstreicht nicht nur die Dramatik der Szene, sondern zeigt das Kind auch isoliert von seiner Umgebung in einem schrillen Nirgendwo.

Keine Schnappschüsse, sondern gestellte Aufnahmen, die den Moment auf Dauer konservieren, sind fotografisches Vorbild für eine andere Serie. Die Akteure sind sich bewusst, dass die Kamera auf sie gerichtet ist, die von ihnen verlangt ein Bild von Familienglück in Szene zu setzten. Diese Stereotypen werden im Malvorgang demontiert und analysiert, indem Vermutungen über die Art der Beziehung der Dargestellten untereinander oder Überlegungen, welche Rolle sie in möglichen Geschichten spielen, Gestalt annehmen. In der Beschäftigung mit Farbe und

Material verschmilzt die fotografische Information mit den eigenen atmosphärischen Bildern der Kindheit. „*Im Produktionsprozess entsteht Zufälliges, was ich subjektiv als bedeutsam erachte und bestehen lasse – so könnte es gewesen – oder besser geworden sein*“, beschreibt Maria Gilges selbst ihre Arbeit.

Auch hier werden die Hintergründe schichtweise übermalt, so dass sich die kindlichen Figuren in keinem Raum verorten können, bestenfalls gibt ihnen ein Stück Zaun oder eine Sitzgelegenheit kurzfristig Halt. Immer aber bleibt ihre Position labil und auf der Kippe. Manchmal betont noch eine neonfarbene Kontur, die die Körper umgibt und sie quasi aus dem raumlosen Grund herausschneidet, die Isoliertheit der Kinder, Sie sind in ihren eigenen Körpern gefangen und ihr einziger Kontakt mit der Welt besteht in der Beziehung zu anderen Menschen.

Aber Bezugspersonen wie Eltern werden von Maria Gilges teilweise wie Schatten dargestellt, gesichtslose Platzhalter in einem Szenario, das offen ist, eigene Geschichten aufzunehmen. So sitzt ein Baby auf dem Schoß einer Mutter, die nur noch als Silhouette erkennbar ist und plötzlich verwandelt sich die schnöde Alltäglichkeit in ein Bild der Madonna mit dem Kind, wird der Schoß zum „*sedes sapientia*“, zum Thron der göttlichen Weisheit. Und dennoch sind die Bilder ambivalent, das Kind bleibt in seiner Bedürftigkeit allein zurück, kann aber andererseits auch zur Bedrohung für die Mutter werden. Bei anderen Arbeiten sind Figuren - Eltern, Geschwister und Anverwandte – von Maria Gilges sogar vollständig übermalt worden, verschwinden einfach von der Bildfläche wie beim Erwachsenwerden Menschen aus dem Leben. Der Verlust lässt die Bindungen z.B. unter Geschwistern oder gar zwischen Zwillingen umso deutlicher zu Tage treten.

Bei ihren kleinformatischen Arbeiten bringt Maria Gilges das Foto auf ganz andere Weise ins Spiel. Es wird als vergrößerte Kopie direkt auf die Leinwand geklebt. Bevor die Malerin aber daran geht, das Motiv malerisch umzuarbeiten, erhält das ganze noch einen Überzug aus dünnem Nesselstoff oder Seide. Über das Foto wird quasi ein Schleier des Vergessens gebreitet, der das Motiv weniger deutlich zu Tage treten lässt und der Malerin Freiraum gewährt, neue Spekulation über die festgehaltene Situation anzustellen.

Die ursprüngliche Fotografie bleibt in der Kopie stets Bestandteil des Bildes, wird aber mit Stoff überdeckt und deutend übermalt. Maria Gilges beschreibt ihre Arbeit treffend als eine Art umgekehrte Archäologie, bei der nicht durch Auf-decken, sondern durch Zu-decken neu Ent-deckungen gelingen.

Durch den lasierenden Farbauftrag und gleichzeitig wiederholtes Auswaschen der Leinwand unter dem Wasserhahn ergeben sich Zufallseffekte, die diesen Malereien bisweilen etwas träumerisch Irrationales, manchmal je nach Farbton auch metallisch Kühles oder fast Dramatisches verleihen. Auch hier arbeitet sie mit Tilgung und Übermalung, aber manche Personen lassen sich nicht entfernen und bleiben hartnäckig als Schatten erhalten, der wie ein Geist nicht weichen will.

Die Stimmung der Bilder ist ambivalent. Die Körper und Gesichter der Kinder sind nicht präzise ausgearbeitet, sondern in einem leicht verwischten Modus gehalten, der kaum individuelle Züge zulässt, sondern den Figuren etwas Serielles verleiht. Maria Gilges entwirft nahezu austauschbare Typen, in Situation, in die der Betrachter mühelos hineinschlüpfen kann, weil er sie selbst erlebt hat.

©Jutta Saum, März 2006